



ULRIKE SCHWEIKERT

Tränenpalast

Berlin Friedrichstraße

ROMAN



SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

rowohl
POLARIS



Ulrike Schweikert

**Berlin Friedrichstraße:
Tränenpalast**

Roman

Über dieses Buch

Zwei Schwestern, eine geteilte Stadt und ein Geheimnis, das eine Familie zu zerreißen droht

Zusammen sind sie in Berlin aufgewachsen: die Freunde Robert, Johannes, Ilse und Ella. Bis der Krieg sie trennte. Nun herrscht Frieden, doch die Wunden sind tief. Auch der Bahnhof Friedrichstraße wurde teilweise zerstört. Eines ist zum Glück geblieben: Johannes' Kiosk, der Fixpunkt der Freunde, die längst zu einer Familie geworden sind. Vor allem für Roberts Tochter Lilli ist er immer wieder Zuflucht. Hier lernte sie ihre große Liebe Michael kennen – doch er verschwand von einem Tag auf den anderen aus ihrem Leben. Und nun muss Lilli ihre Zwillingmädchen Anne und Cornelia allein großziehen. Dabei merkt sie, dass es vor allem die Frauen sind, die in diesen ersten Nachkriegsjahren fest zusammenhalten, um zu überleben. In einer zunehmend geteilten Stadt wird der Zusammenhalt wichtiger als je zuvor. Und ausgerechnet der Bahnhof Friedrichstraße mit dem angrenzenden Tränenpalast wird zum Symbol der deutsch-deutschen Trennung.

Die große Familiensaga von Bestsellerautorin Ulrike Schweikert geht weiter.

Vita

Ulrike Schweikert arbeitete nach einer Banklehre als Wertpapierhändlerin, studierte Geologie und Journalismus. Seit ihrem Romandebüt «Die Tochter des Salzsieders» ist sie eine der bekanntesten deutschen Autorinnen historischer Romane. Beide Bände ihrer Erfolgsreihe «Die Charité» standen in den Top 10 der Bestsellerliste und begeisterten zahlreiche Leser und Leserinnen. «Tränenpalast» ist der zweite Teil der Friedrichstraßensaga, die eine Berliner Familie begleitet vom Ersten Weltkrieg über die 1920er-Jahre bis zum Mauerbau und dem Leben in einer geteilten Stadt.

In Liebe für Peter und zur Erinnerung an meine treue Chakira

Wolfszeit

Von der «Niemandszeit» sprach man, von der «Wolfszeit», in der «der Mensch dem Menschen zum Wolf» geworden war. Dass sich jeder nur um sich selbst oder sein Rudel kümmerte ...

Harald Jähner

Prolog

Es war ein trüber Novembertag, seit fünf Jahren war Adolf Hitler Reichskanzler. Johannes stand vor den eben erst gelieferten Kisten, doch das Auspacken konnte er sich sparen. Schon wieder hatten sie mehrere Bündel Zeitungen unbrauchbar gemacht. Die letzten beiden Male hatten die rechten Rüpel Bier über die Zeitungen geschüttet, die auf dem Verkaufstresen ausgebreitet lagen, dieses Mal hatten sie sich etwas Neues überlegt. Johannes rümpfte die Nase. Dem Gestank nach zu urteilen, hatte jemand einen Eimer Jauche ausgekippt, und da Johannes nicht davon ausging, dass man die zufällig am Bahnhof Friedrichstraße mit sich rumtrug, musste er sich eingestehen, dass diese Anschläge auf ihn geplant waren. Vermutlich sollte er noch dankbar sein, dass sie ihn dieses Mal weder verprügelt noch den Kiosk angezündet hatten.

Johannes starrte auf die stinkende Bescherung zu seinen Füßen und überlegte, wie er diese am besten entsorgen könnte, ohne selber tagelang nach Schweinejauche zu stinken. Dann durchzuckte ihn ein zweiter Gedanke: Wo sollte er möglichst schnell neue Zeitungen herbekommen? Soweit er es überblicken konnte, war die Ausgabe der *Berliner Morgenpost* an diesem Tag verschmutzt sowie andere Zeitungen aus den jüdischen Verlagshäusern Ullstein und Mosse. Die Bündel aus dem rechten Verlagshaus Hugenberg, wo der *Berliner Lokal-*

Anzeiger und die *Tägliche Rundschau* erschienen, waren nicht betroffen. Das passte, dennoch wunderte sich Johannes, dass die Schmutzfinken sich überhaupt die Mühe gemacht hatten, nachzusehen, was sie vernichteten. Wobei ihn der hingeschmierte Judenstern in Alarm versetzte.

Johannes seufzte tief. Zwar stand seit dem Brand vor einigen Jahren nicht mehr der Name *Johannes Rosenstein* als Eigentümer auf dem Kioskschild, sondern *Lilli Wagenbach*, trotzdem war er selbst nur allzu bekannt. Zudem – was scherte es die Rechten, dass bereits sein Vater sich zum Christentum bekannt hatte und auch er selbst getauft war? Für die Nationalsozialisten blieb er der Jude und musste unter ihrem Rassenwahn leiden. Wie lange sollte das noch so weitergehen? Und wo würde das enden?

Unbehagen breitete sich in ihm aus, als er an die Berichte dachte, die er in den vergangenen Tagen gelesen hatte: Tausende Juden wurden mit Sonderzügen an die polnische Grenze gebracht. Deportiert. Aus der Heimat vertrieben.

Ein ungutes Gefühl ergriff von ihm Besitz und breitete sich wie eine eiskalte Welle in ihm aus. Der Gedanke war ihm schon einige Male gekommen, und er hatte ihn stets rüde beiseitegeschoben: So schlimm würde es schon nicht werden. So schlimm *durfte* es nicht werden. Doch heute ließen sich seine innersten Befürchtungen nicht mehr unterdrücken: Es *würde* schrecklich werden, vermutlich schrecklicher, als es sich irgendeiner vorstellen konnte!

«Ich werde weggehen», sagte Johannes, als er am nächsten Abend am gediegenen Esszimmertisch in der großen Wohnung seines Freundes Robert Platz genommen hatte. «Aus Deutschland weggehen!»

Alle Augen richteten sich auf ihn. Fragend, verwundert, entsetzt. Robert, der Gastgeber, mit dem er schon zur Schule gegangen war und dann in den Großen Krieg, Roberts Tochter Lilli, die inzwischen zwölf Jahre alt war und das Gymnasium in Charlottenburg besuchte, und Johannes' erfolgreiche ältere Schwester Ilse, deren Modeentwürfe bei den Reichen und Schönen Berlins noch gefragter waren als früher.

Lilli reagierte als Erste. Sie sprang von ihrem Stuhl auf, lief um den Tisch und schlang ihre Arme um Johannes. «Nein, Onkel Johannes, das darfst du nicht. Du wirst mich doch nicht alleine lassen.»

Johannes drückte einen Kuss auf ihr wie eine Kastanie glänzendes Haar und sah in ihre Augen, in denen Tränen zu schwimmen begannen. Es waren Luises Augen, deren Blick ihm bis ins Mark fuhr, selbst wenn Lillis Augen eher grünlich als blau waren. Auch das herrlich blonde Haar ihrer Mutter hatte sie nicht geerbt, war mit ihrer Lockenpracht aber nicht minder hübsch als Luise in diesem Alter.

«Und was ist mit mir?», schaltete sich Ilse ein. «Mich willst du auch so einfach hier sitzen lassen?»

Johannes schüttelte den Kopf. «Nein, ich möchte dich bitten, mit mir zu kommen.»

Robert machte eine abwehrende Handbewegung. «Unterlass solche Scherze. Was sollte denn dann aus dem Kiosk werden?»

«Vielleicht komme ich irgendwann wieder zurück.»

Johannes hob die Schultern.

Roberts Augen weiteten sich. «Dir ist es wirklich ernst? Aber warum denn? Ich meine, ist etwas passiert?»

«Ein neuer Anschlag auf meine Zeitungen. Der Schaden hält sich in Grenzen, aber das ist es nicht. Nicht allein. Wir leben zunehmend in einem Klima von Misstrauen und Angst. Seht ihr denn nicht, was da läuft? Wer jemals dachte, die Nazis würden sich schon mäßigen, wenn Hitler erst einmal Reichskanzler ist, der hatte in den vergangenen Jahren genug Zeit, sich vom Gegenteil zu überzeugen. Die Hetze wird immer schärfer, inzwischen schrecken sie nicht einmal mehr davor zurück, Menschen aus ihren Häusern zu vertreiben und gegen ihren Willen über die Grenze nach Polen zu schieben!»

«Ja, das ist schrecklich», stimmte Ilse ihrem Bruder zu. «Im Osten auf dem Land gehen seltsame Dinge vor sich, aber wir sind hier in Berlin!»

Sie schwiegen, als sich die Tür öffnete und Elfriede, die Haushälterin, den Servierwagen hereinschob. Sie verteilte die Platten mit Braten, Soße, Gemüse und Kartoffelklößen auf dem Tisch, wünschte den Herrschaften einen guten Appetit und zog sich wieder in die Küche zurück.

«Lilli, setz dich bitte auf deinen Platz», meldete sich die fünfte Person am Tisch zu Wort, die bisher geschwiegen hatte.

Widerstrebend löste sich Lilli von Johannes und kehrte zu ihrem Stuhl neben ihrer Großmutter zurück. Gertrud Richter hatte in diesem Jahr ihren siebzigsten Geburtstag gefeiert. Der frühe Tod ihrer Tochter Luise hatte sie hart getroffen, dennoch hielt sie sich mit eisernem Willen aufrecht. Johannes war sich sicher, dass ihre Enkelin, von der sie ja nur ein Stockwerk entfernt wohnte und die die Zeit nach der Schule häufig bei ihr verbrachte, ihren Lebensmut aufrechterhielt. Zwar kümmerte sich auch Ilse um ihr Patenkind, doch sie war beruflich eingespannt und hatte längst nicht so viel Zeit wie Lillis Großmutter.

Nun übernahm Gertrud das Zepter und verteilte das Essen auf die Teller. Eine Weile aßen alle schweigend, bis Ilse ihre Gabel beiseitelegte und ihren Bruder fixierte.

«Und wohin willst du gehen?»

«Nach Frankreich.»

«Wohin in Frankreich?», erkundigte sie sich, während Robert gleichzeitig aufbegehrte: «Ausgerechnet zu den Franzosen? Sind wir nicht in den Schützengräben gelegen, um unsere Erbfeinde zu töten?»

«Das stimmt. Aber hast du je einen dieser *Erbfeinde* näher kennengelernt?»

Robert schnaubte. «Nicht im Krieg, denn wenn nicht *ich* geschossen hätte, hätten *sie* es getan, und du könntest mich das jetzt nicht mehr fragen.»

«Paris», murmelte Ilse, und plötzlich begannen ihre Augen zu funkeln. «Ja, Paris wäre nicht schlecht. Dort ließe sich etwas

anfangen. Vielleicht sollte ich Französisch lernen?»

«Ich will auch mit!», rief Lilli und sah zwischen Johannes und ihrer Patentante hin und her.

Ilse sackte ein wenig in sich zusammen. «Nein, Schatz, das geht nicht. Außerdem willst du doch sicher bei deinem Papa und der Großmutter bleiben.»

Lilli schob die Unterlippe vor und verschränkte die Arme vor der Brust. «Ich will, dass *alle* bleiben!»

Erneut senkte sich betretenes Schweigen herab, während Elfriede die Teller abräumte, den Pudding mit eingemachten Kirschen servierte und Kaffee und Tee einschenkte.

Lilli blieb bockig und rührte ihren Pudding nicht an. «Ich will das nicht», beharrte sie.

«Es können sich aber nicht alle nach dir richten», bemerkte ihr Vater streng und fuhr dann, zu Johannes gewandt, fort: «Vielleicht hast du recht. Vielleicht ist es besser, wenn ihr für eine Weile weggeht und abwartet, bis der ganze Spuk vorbei ist. Es wird ja wohl nicht ewig so weitergehen! Irgendwann haben die Leute von Hitlers und Goebbels Kampfreden die Nase voll und werden wieder vernünftig.»

«Wenn es nur keinen neuen Krieg gibt», sagte Gertrud leise.

«Aber es wird Krieg geben!», behauptete Johannes. «Hört euch nur Hitlers Reden an.»

«Und was willst du mit dem Kiosk machen?», wollte Robert wissen. «Ihn verkaufen?»

«Das darfst du nicht!», begehrte Lilli auf. «Der Kiosk gehört mir. Da steht *Lilli Wagenbach* auf dem Schild!»

Johannes nickte. «Ich denke, ich werde mich nach einem Pächter umsehen.»

«Du willst tatsächlich gehen.» Ilse seufzte. Sie schob Lilli die verschmähete Puddingschale wieder hin. «Iss, du magst ihn doch so gerne. Ich bleibe ja bei dir.»

«Und Onkel Johannes?»

«Der schaut sich in Paris um, wie das dort so ist, und wenn er eine hübsche Wohnung gefunden hat, dann besuchen wir ihn und sehen uns zusammen den Eiffelturm an.»

«Versprochen?» Lilli schaute zu Johannes hinüber, bis dieser nickte. Erst dann griff sie nach ihrem Löffel und schaufelte sich Vanillepudding mit Kirschen in den Mund.

Am nächsten Tag schoss der polnische Jude Herschel Grynszpan auf den deutschen Botschafter in Paris, NSDAP-Funktionär Ernst vom Rath, nachdem Grynszpan erfahren hatte, dass seine Familie von Deutschen aus ihrem Haus vertrieben worden und mit vielen anderen Juden ins Niemandsland zwischen Deutschland und Polen deportiert worden war. Mit Schaudern las Johannes ein paar Zeilen aus dem Leitartikel des *Völkischen Beobachters*:

Es ist klar, daß das deutsche Volk aus dieser neuen Tat seine Folgerungen ziehen wird. Es ist ein unmöglicher Zustand, daß in unseren Grenzen Hunderttausende von Juden noch ganze Ladenstraßen beherrschen, Vergnügungsstätten bevölkern und als «ausländische» Hausbesitzer das Geld deutscher

Mieter einstecken, während ihre Rassengenossen draußen zum Krieg gegen Deutschland auffordern und deutsche Beamte niederschießen.

Johannes fragte sich, ob er überhaupt noch nach einem Pächter suchen oder lieber sofort aufbrechen sollte.

In dieser Nacht brannten die ersten Synagogen, jüdische Einrichtungen und Friedhöfe wurden zerstört, Scheiben eingeschlagen und Läden verwüstet oder in Brand gesetzt. In Zivil gekleidete Männer zerrten Juden aus ihren Wohnungen und misshandelten sie auf offener Straße unter den Augen und dem Beifall der Umstehenden. Johannes war sich sicher, dass viele der aufgebrachten Bürger, die mit Hand anlegten und die Umstehenden anstachelten, üblicherweise die Uniformen von SA oder SS trugen. Er verrammelte seinen Kiosk, so gut es ging, und floh in Iles Wohnung in die Kommandantenstraße. Während der Mob auf dem nahen Hausvogteiplatz tobte, hatten die Geschwister Glück und blieben in ihrer Wohnung unbehelligt.

Am nächsten Tag, dem 10. November 1938, bestieg Johannes einen Zug, der ihn nach Paris brachte. Weder Robert noch Ilse versuchten, ihn aufzuhalten.

Kapitel 1

Um genau 3:38 Uhr begann in den ersten Morgenstunden des 2. Februar 1945 das anschwellende Heulen der Sirenen. Fliegeralarm. Schon wieder.

Lilli fuhr aus ihrem kurzen, unruhigen Schlummer und schwang die dick bestrumpften Beine über die Bettkante. Sie fühlte eine tiefe Erschöpfung und war unendlich müde, gleichzeitig war sie hellwach und versuchte, neben dem an- und abschwellenden Warnton die Geräusche der Nacht einzufangen und zu sortieren. Eine der Zwillinge fing an zu schreien. Ihre Schwester stieg mit schrillum Geheul ein, das sogar die Sirenen übertönte. Rasch schlüpfte Lilli in ihre Schuhe und warf sich den Mantel über, der neben dem Bett bereitlag. Sie hatte sich eh vollständig angezogen ins Bett gelegt, was einerseits der Winterkälte und ihren kärglichen Kohlevorräten geschuldet war, andererseits bei nächtlichem Alarm kostbare Zeit sparte.

Alle Handgriffe waren vielfach eingeübt. Lilli schlüpfte in die Riemen ihres schweren Rucksacks und griff dann nach den Henkeln der beiden Weidenkörbe, die seit den zunehmend nächtlichen Bombenangriffen zu Bettchen für die nun drei Monate alten Zwillinge umfunktioniert worden waren. In

jedem strampelte und schrie eines der Mädchen, lautstark gegen die nächtliche Störung protestierend.

«Ihr habt völlig recht», murmelte Lilli und wankte mit Rucksack und den Säuglingen Cornelia und Anne zur Wohnungstür. Gerade als sie den Treppenabsatz betrat, wurde auch gegenüber die Tür aufgerissen. Ein trüber Lichtschein schälte Wände, Treppenstufen und Geländer aus der nächtlichen Finsternis, während ihre Nachbarn ebenso eilig die Wohnung verließen: Mutter Erika mit Marie, ihrer Jüngsten, an der einen Hand, in der anderen den Kellerkoffer, gefolgt von der dreizehnjährigen Margret und dem bereits fünfzehnjährigen Rainer, der einen Rucksack mit einer aufgenähten Hakenkreuzfahne geschultert hatte.

«Hilf Lilli», drängte die Mutter, als Rainer schon die Hand nach einem der übergroßen Henkelkörbe ausstreckte. Dankbar überließ Lilli ihm eines der schreienden Kinder, griff mit der freien Hand nach dem Geländer und hastete hinter den Nachbarn die Treppe hinunter. Aus der Erdgeschosswohnung wankte Frieda Niedham, die den kleinen Laden direkt neben der Wohnung betrieb, der früher einmal ihrem Vater, Herrn Stöckler, gehört hatte. Nun ja, streng genommen war ihr Mann Reinhard jetzt der Chef über das nur noch spärliche Warenangebot, doch der kämpfte seit vielen Monaten, wie alle anderen Männer des Hauses auch, irgendwo an der Front.

Alle außer Friedas Onkel Werner Volkhardt, im letzten Krieg schwer verwundet, der als einziger Mann im Haus an der Kommandantenstraße den Posten als Luftschutzwart für diese

Hausgemeinschaft übertragen bekommen hatte. Damit war er verantwortlich für die Einteilung weiterer wichtiger Posten. Da war, ganz wichtig, die Hausfeuerwehr: Marion, Gerda und Christa aus dem zweiten Stock, die beim Einsatz von Brandbomben Löschversuche unternehmen mussten, bis – wenn überhaupt – die richtige Feuerwehr eintraf. Da war aber auch Erika als Laienhelferin, die eine Schulung als medizinische Hilfskraft hatte besuchen müssen. Und dazu gehörte der sogenannte Melder, der bei Bombentreffern noch während des Angriffs sofort zum nächsten Polizeirevier laufen musste, um Bericht zu erstatten. Für diese Aufgabe hatte sich Rainer freiwillig gemeldet und wartete sehnlich darauf, endlich eine Heldentat vollbringen zu dürfen, wobei der Rest der im Keller Versammelten mit Inbrunst hoffte, dass ihr Haus auch dieses Mal von Treffern und Feuersbrünsten verschont bleiben möge.

Noch auf dem Weg in den Keller konnte Lilli beim Abschwellen des Sirenentons die ersten Flugzeugmotoren hören. Wieder die Briten, da war sie sich sicher. Es waren immer die Briten, die die Berliner mit ihren Bomben nachts aus dem Schlaf rissen; die amerikanischen Flieger griffen bei Tag an. Noch waren die Tommys weit genug weg – und sie mussten in ihrem nur spärlich beleuchteten Keller nicht beim Pfeifen der fallenden Bomben ängstlich die Köpfe einziehen. Die ersten Detonationen klangen wie fernes Gewitter, die Flak begann zu bellen.

Erschöpft stellte Lilli den Korb mit der weiter schreienden Cornelia auf den Boden, streifte den Rucksack ab und ließ sich auf ihren niederen gepolsterten Stuhl an der Wand fallen. Rainer stellte den anderen Korb, in dem Anne lag, daneben und setzte sich dann zu seiner Familie. Jeder hatte seinen festen Kellerplatz, den er sich so wohnlich wie möglich eingerichtet hatte. Lilli rückte sich zwei Kissen in ihrem schmerzenden Rücken zurecht und streichelte mit jeder Hand eines der vom Schreien erhitzten Kindergesichter, während ihr Blick durch den Raum wanderte. Die Petroleumlampe, die an einem Balken hing, spendete ein wenig Licht. Weiter hinten aus den Schatten leuchteten die auf Augenhöhe rundum mit Phosphor bestrichenen Balken in diffusem Grün, damit keiner mit dem Kopf dagegenstieß, sollte die Lampe verlöschen. Das Gas war sicher schon mit der ersten Vorwarnung abgestellt worden, und der Strom fiel sowieso häufig aus.

Lilli spürte die missbilligenden Blicke einiger der Kellergestalten auf sich ruhen. Und Luftschutzwart Volkhardt hatte tatsächlich gerade gesagt: «Stellen Sie das ab!»

Ja, Bomben und Kindergeschrei mitten in der Nacht waren für die Nerven vermutlich zu viel. Lilli sah nicht einmal zu ihm auf. Stattdessen nahm sie Cornelia aus dem Korb, griff nach der Decke, die das Mädchen weggestrampelt hatte, und wickelte sie darin ein. Unter ihrem halb offenen weiten Mantel knöpfte Lilli die Bluse auf und entblößte ihre Brust. Gierig schloss sich der Kindermund um ihre Brustwarze und saugte sich geradezu gewaltsam daran fest. Vermutlich war nicht mehr viel zu holen.

Kein Wunder, wenn sie daran dachte, was sie in den vergangenen Wochen gegessen hatte: überlagerte Kartoffeln, Grießbrei, mit Wasser gekocht, oder Brotsuppe und die allgegenwärtigen Rüben, die nach allem oder nichts schmecken konnten. Doch mit was sollte man ihnen auch Geschmack verleihen? Alles war knapp und teuer oder einfach nicht zu bekommen, und zum Ende des Winters gab es nicht einmal mehr Kräuter zu sammeln, die noch im Sommer am Ufer des Kanals und in den Ruinen zerbombter Häuser zu finden waren. Löwenzahn und Brennnesseln gegen Skorbut! So weit waren sie schon gekommen!

Nun, da Cornelias Gebrüll verklungen war, konnte man neben den fernen Bombeneinschlägen und dem Bellen der Flak das Greinen ihrer zweitgeborenen Schwester Anne hören. Lilli spürte einen Anflug von schlechtem Gewissen. Von Anfang an hatte sich Cornelia, was ihr zustand, energisch erkämpft. Sie kam Lilli wie ein Kuckuckskind vor, das die Schwächere gnadenlos aus dem Nest drängt. Anne dagegen war zart und ruhig, weniger robust und kam immer ein wenig zu kurz, fürchtete Lilli. Sie schob Anne den alten Schnuller in den Mund, den sie selbst nach ihrer Geburt geschenkt bekommen hatte. Natürlich war der Schnuller mit dem Beißring alt, und es hatte in besseren Tagen modernere Dinge für ein Baby gegeben, doch Lilli hing mit zärtlichen Erinnerungen daran, die sie jedes Mal überfluteten, wenn sie den Ring in den Fingern hielt. Es war ihr dann, als könne sie die Stimme ihrer Mutter hören und spüren, wie die warme Hand über ihr Haar strich. «Den hat dir der

liebe Onkel Johannes kurz nach deiner Geburt geschenkt», hatte Luise oft gesagt, und Lilli lauschte in Gedanken dem Klang ihrer Stimme, die in diesen Momenten anders klang. Zärtlich und traurig zugleich. So wie Lilli sich fühlte, wenn sie an ihre früh verstorbene Mutter dachte. Und an all die anderen, die sie mit so viel Liebe aufgezogen hatten und von denen sie sich auf die eine oder andere Weise verlassen fühlte. Ihren Vater, Ilse, Johannes und ... Nein, an den Vater der Zwillinge wollte sie jetzt nicht denken.

Einsamkeit, das Gefühl, verlassen zu sein, teilte Lilli dieses Schicksal nicht mit fast allen Nachbarn hier unten im Keller? Berlin war eine Stadt der Frauen und Mädchen geworden. Väter, Ehemänner und Söhne waren an der Front, gefallen oder verschollen. Nur Alte und Versehrte wie Volkhardt oder Jungs wie Rainer waren noch da. Menschen eben, die Hitler in seinem Krieg nicht gebrauchen konnte. Wobei der Kreis derer, für die der Führer keine Verwendung fand, immer mehr schrumpfte, je schlechter die Lage auf den Schlachtfeldern rund um Deutschland zu werden schien. Im vergangenen September hatte der Führer propagandawirksam den Volkssturm ins Leben gerufen, in dem alle waffenfähigen Männer zwischen sechzehn und sechzig Jahren, die noch nicht der Wehrmacht dienten, zur Verteidigung des Heimatbodens eingesetzt werden sollten. Die ersten Verbände waren den Berlinern zum Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig im Oktober bei einer Parade vorgeführt worden, wie üblich begleitet von aufpeitschenden Reden des Reichspropagandaministers

Goebbels. Ob er auch nur ein einziges Wort seiner Reden selbst glaubte? Die Leute, die Lilli kannte, misstrauten den tönenden Phrasen jedenfalls schon lange.

Dass man aus Zeitungen und dem Radio nicht die Wahrheit erfuhr, war nicht nur Lilli klar. Die Fetzen, die man aus verbotenen Flugblättern oder aus der Gerüchteküche vernahm, waren jedenfalls so niederschmetternd, dass kein vernünftiger Mensch mehr ernsthaft auf den Endsieg hoffen konnte, den die Partei so verbissen beschwor.

Endlich schien Cornelia zufrieden, und Lilli packte sie in ihren Korb zurück, ehe sie der kleinen Anne die andere Brust anbot. Ihr Blick streifte Volkhardt, der herüberstarrte, der alte Idiot. Und auch Rainer, der wie seine beiden Schwestern an einem belegten Brot kaute, sah immer wieder zu Lilli, die sich bemühte, ihren nackten Busen unter dem Mantel zu verbergen. Als sich ihre Blicke kreuzten, schaute der Junge rasch zu Boden. Vermutlich wurde er sogar rot, aber das konnte sie in dem trüben Licht nicht erkennen. Erika wühlte in ihrem Bunkerkoffer und brachte noch eine zusammengeklappte Brotscheibe zum Vorschein. Sie nickte Lilli mit einem Lächeln zu, und schon kam Margret mit dem Brot in der Hand und hielt es ihr hin. Dankend nahm Lilli an. Hunger hatte sie eigentlich immer. Kein Wunder, ihre beiden kleinen Vampire saugten sie ja förmlich aus. Das dunkle Brot war mit irgendeiner Paste aus Gott weiß was beschmiert, die aber gar nicht schlecht schmeckte.

Während irgendwo in einem der benachbarten Stadtviertel Bomben fielen, Dächer und Wände barsten und Dachstühle in Flammen aufgingen, lächelte Lilli zu Erika hinüber und ließ sich den sorgsam vorbereiteten Luftangriffsproviant schmecken. So saßen sie in ihrer Zwangsgemeinschaft beisammen, bis um 4:31 Uhr Entwarnung gegeben wurde. Alle schlepten sich und ihr Notgepäck in die Wohnungen zurück, um wenigstens noch zwei, drei Stunden Schlaf zu bekommen.

* * *

Einen Tag später stand Lilli gegen halb elf beim Bäcker an, um ihre Brotmarken einzulösen und vielleicht noch irgendetwas anderes Essbares zu ergattern, als die Sirenen erneut losheulten. Eine öffentliche Luftwarnung. Lilli fluchte laut. Jetzt stand sie schon über eine Stunde hier – Erika beaufsichtigte die Zwillinge –, und nun sollte sie ohne was nach Hause kommen? Die ersten Frauen rannten bereits in alle Richtungen davon. In der Innenstadt gab es öffentliche, unterirdische Bunker und riesige Hochbunker in den Flaktürmen, die bei einem Treffer viel eher Schutz boten als die meisten U-Bahnhöfe und heimischen Keller.

Lilli straffte die Schultern, schob sich in den Laden und ergatterte tatsächlich noch zwei Brote. Erst dann rannte sie, die Beute fest unter den Arm geklemmt, im Schatten der Häuserfronten zurück in ihre Straße, während die Flugzeuge weiter südlich, vermutlich Richtung Tempelhofer Feld, erste

Bombenladungen herabregnen ließen. Die vielen Explosionen verschmolzen zu einem auf- und abschwellenden Dröhnen, das immer näher kam. Die Erde rumorte und bebte.

An einer Ecke blieb Lilli mit Seitenstechen kurz stehen und sah die Straße nach Süden runter. Vor Schreck bekam sie einen Schluckauf. Der Himmel schien übersät von Flugzeugen, ein Schwarm schwarzer Rieseninsekten tauchte über den Dächern auf und raste auf sie zu, als wollte er ganz Berlin verschlingen. Das mussten viele Hundert Maschinen sein! Lilli rannte weiter. Hoffentlich war Erika mit den Kindern schon im Keller. Das Pfeifen der herabfallenden Bomben schrillte in ihren Ohren. Das ohrenbetäubende Krachen der Explosionen, dann das Donnern zusammenstürzender Mauern. In Wellen umwehten sie der Rauch und der Geruch nach Brandbomben. Luftminen, Spreng- und Phosphorbomben regneten vom Himmel. Und dann traf nicht weit von Lilli entfernt einer der berüchtigten Wohnblockknacker, wie sie genannt wurden, die unvorstellbare Verwüstungen anrichteten.

Die Druckwelle der Explosion war so stark, dass Lilli gegen eine Hauswand geschleudert wurde. Asche und Kalk hüllten sie ein, sie konnte nur noch husten. Blut rann ihr über die Hände, tropfte von Kopf und Gesicht. Sie hatte das Gefühl, taub zu sein, dennoch bestand ihr Kopf aus einem einzigen Fauchen und Brüllen. Die Hände an die Ohren gepresst, wankte sie auf den rettenden Eingang zu, stolperte und kullerte fast die Kellertreppe ihres Wohnhauses hinunter. Helfende Hände

zogen sie hinein und führten sie zu ihrem Platz, neben dem bereits die Körbe mit den Zwillingen standen. Gott sei Dank!

Lilli sah Erika, die auf sie einredete, doch sie verstand kein Wort und konnte nur den Kopf schütteln. «Mir ist nichts passiert», versuchte sie zu sagen, während Erika ein Tuch in einen Wassereimer tauchte und damit Blut und Dreck aus Lillis Gesicht wusch. Beend ließ sich Lilli auf ihren Stuhl sinken. Erika war hilfsbereit und lieb, dennoch sehnte sich Lilli plötzlich nach den Menschen, die ihr so vertraut waren und die sie aufgezogen hatten: nach ihrem Vater Robert und ihrer Patin Ilse, nach ihrer Großmutter Gertrud und nach Ella Weber, die auch draußen in Charlottenburg wohnte. Die treue Ella ihrer Kindertage aus dem Hinterhaus, die später mit ihrem Sohn Michael bei Großmutter zur Untermiete gewohnt hatte. Und sie sehnte sich nach Johannes, Ilses Bruder, der immer für sie da gewesen war und den sie sogar noch mehr liebte als ihren Vater.

* * *

Die Innenstadt von Berlin war nicht mehr wiederzuerkennen. Nicht einmal zwei Stunden hatte der Fliegeralarm am 3. Februar 1945 gedauert, bis der erlösende Entwarnungston in die Berliner Keller und Bunker drang. Und nicht einmal zwei Stunden waren nötig gewesen, um weite Teile des Zentrums und des unmittelbar angrenzenden Stadtbezirks Kreuzberg mit

Sprengsätzen und Brandbomben zu zerstören. Fast eintausend amerikanische Bomber hatten den Angriff geflogen.

Als die Menschen aus den Kellern auf die Straßen hinausquollen, war die Luft von Staub und dichtem Qualm erfüllt, der den Himmel verbarg und den Stand der Sonne nur noch vage erahnen ließ. Lilli stand mit den Körben in beiden Armbeugen neben der Haustür und starrte ihre Straße hinunter, wo aus geborstenen Wänden und zerstörten Dächern Flammen in die Höhe schlugen. Von den Häusern, die bisher den Blick nach Süden verwehrt hatten, waren nur Trümmerhaufen geblieben. Auch Richtung Stadttheater und Reichsdruckerei stieg schwarzer Rauch auf. Zumindest waren die Feuerwehrleute der Hauptwache so nah dran, dass sie nicht einmal ihre Feuerwehrgewerke besteigen mussten, zu zahlreichen anderen Bränden in der Stadt rückten sie mit jaulenden Sirenen aus. Kleinere Brände mussten die Hausgemeinschaften eh selbst bekämpfen. Dazu musste man – seit Goebbels Aufruf zur ständigen Luftschutzbereitschaft von 1943 – stets wassergefüllte Badewannen und Eimer vor allem in den oberen Stockwerken sowie Gartenschläuche bereithalten und, wenn kein Wasser da war, Sandsäcke und Feuerpatschen.

Warum haben wir nicht einen Gedanken daran verschwendet, was da auf uns zukommen könnte?, wunderte sich Lilli nicht zum ersten Mal, als sie jetzt mit ihren Kindern auf dem Gehweg stand. Dabei war bereits zwei Jahre vor dem Einmarsch in Polen der Polizeipräsident von Berlin auch zum Leiter des Luftschutzes ernannt worden. Zudem hatte eine Verordnung

die Berliner Bevölkerung angewiesen, aus Brandschutzgründen alle Dachböden zu entrümpeln und das Holz mit Feuerschutzmittel zu behandeln. Und bereits im Mai 1939 war eine Verdunklungsverordnung erlassen worden.

Herr Volkhardt und Erika kamen von ihrer üblichen Hausinspektion nach jedem Angriff zurück und vermeldeten, dass die Schäden überschaubar waren. Die letzten intakten Scheiben waren zu Bruch gegangen und das Dach von einem Blindgänger durchschlagen worden, der nun im Dachboden steckte und mit einer nassen Decke gesichert worden war. Lediglich eine Ecke des Daches war eingestürzt, und infolgedessen fehlte auch ein Mauerstück im zweiten Stock, doch der Rest der Außenwand schien stabil zu sein.

«Wir haben mal wieder Glück gehabt», sagte Erika und nahm Lilli einen der Körbe ab.

«Ganz im Gegensatz zu vielen anderen», stellte Lilli fest.

Auch das Nachbarhaus hatte deutlich mehr abgekriegt. Die Fassade war fast vollständig eingestürzt, und die Trümmer versperrten die Eingangstür. Zum Glück hatten die beiden Hausgemeinschaften im zweiten Kriegsjahr gemäß der *Aufforderung für Sicherungsmaßnahmen gegen Luftangriffe* eine Wand zwischen beiden Kellern durchgebrochen und einen Zugang geschaffen, durch den die Nachbarn gerade auf die Straße traten. Die ersten Frauen begannen schon die Trümmer vor der Haustür wegzuräumen. Die Wohnungen waren vermutlich nur noch zum Teil bewohnbar. Die Südwand fehlte fast völlig, und an der Westseite klafften riesige Löcher, durch

die man in die Zimmerreste sehen konnte. Im zweiten Stock ragte ein halbes Kinderbett mit einer hellblauen Decke gefährlich über die Bruchkante. Das dazugehörnde Bürschchen kam zum Glück gesund und munter auf dem Arm seiner Mutter aus dem Keller.

«Lass uns hochgehen», schlug Erika vor. «Ich helfe denen oben beim Aufräumen, und du legst dich hin und ruhst dich ein bisschen aus.»

Lilli musste ihr die Worte von den Lippen ablesen, denn in ihren Ohren dröhnte und rauschte es noch immer, ihr Kopf schmerzte, und ihr war übel, daher widersprach sie nicht. Nachdem sich die Nachbarin verabschiedet und Lilli den Mädchen die Brust gegeben hatte, sank sie aufs Bett und fiel in einen ohnmachtstiefen Schlaf.

Später gab es Graupensuppe unten bei Frieda, die meist nach den Luftangriffen für alle im Haus einen großen Topf Suppe oder Eintopf kochte und dafür auf die Ladenvorräte zurückgriff. Ihr Vater, der alte Stöckler, hätte sicher nicht anders gehandelt. Bei Friedas Mann allerdings hatte Lilli so ihre Zweifel, und Volkhardt beschwerte sich eh über alles. Seine Kritik zu überhören, darin hatte Frieda Übung. Jedes Mal versuchte der Luftschutzwart durchzusetzen, dass die Hausbewohner ihre Suppe bezahlten, doch davon wollte seine Nichte nichts wissen. Dank Friedas Großzügigkeit blieb es ihnen erspart, sich in die Schlangen vor den städtischen Suppenküchen einzureihen, die nach Luftangriffen erstaunlich schnell in den Notunterkünften für Ausgebombte Essen

anboten. Draußen in Hohenschönhausen hatte die Nationalsozialistische Wohlfahrt auf einem Fabrikgelände eine Großküche errichtet, von der aus das Stadtzentrum und die nahen Wohnviertel versorgt wurden.

Nun saßen sie also alle um Friedas Esstisch: Lilli und Erika mit ihren Kindern, Herr Volkhardt und seine Schwester, die verwitwete Lehrerin Johanna Förster, die zusammen die kleine Wohnung im zweiten Stock bewohnten, sowie die Familie Leonhardt aus der großen Wohnung über Erika. Dem dazugehörigen Großvater würden sie später eine Schüssel Suppe hochbringen müssen.

Frieda verschwand noch einmal in den Kellerräumen des Ladens und kam mit zwei Flaschen Wein zurück. «Dass wir diesen Tag so gut überstanden haben – na, wenn das kein Grund zum Trinken ist!», verkündete sie und griff nach einem Korkenzieher.

«Ja, wer weiß, wie lange wir noch trinken können», grummelte Johanna und stürzte den Inhalt ihres Glases in einem Zug hinunter.

«Auf die, die wir lieben», sagte Lilli und dachte an ihren Vater und all die anderen, die sie so lange schon nicht mehr gesehen hatte. «Auf dass sie alle gesund wiederkehren mögen.»

* * *

Wie betäubt saß Michael 1944 seiner Mutter am Tisch gegenüber. Sie streckte den Arm aus, um ihn zu berühren, doch

er zog seine Hand so hastig zurück, dass der Stuhl, auf dem er saß, mit einem unangenehmen Geräusch über den Boden scharrte.

«Ich musst es dir sagen, bevor's zu spät is», fügte Ella unsicher an.

«Ehe es zu spät ist», wiederholte Michael langsam. «Na ja, dann hält mich hier ja nichts mehr fest, oder? Dann brauche ich nicht im Untergrund mein Leben zu riskieren und ab und zu wie ein Verbrecher nachts zu Iles Wohnung schleichen. Der Genosse wird sich freuen, wenn ich mich seiner Reise nach Moskau anschließe. Er sagt, dort können sie einen Mann wie mich mit solch einem ungewöhnlichen Gedächtnis und dem Blick für das Verborgene gut gebrauchen. Die KPD wird mein Talent schätzen! Ich werde studieren dürfen, denn dort muss man nicht die richtigen Eltern haben, um auf die Technische Hochschule zu gehen. Ich war in der Schule immer der Beste in Mathematik und Physik, und trotzdem hatte keiner den Einfall, ich solle Abitur machen!»

«Du hast doch zur Polizei wolln», erinnerte Ella.

Michael starrte sie an. «Ja, weil ich sonst keine Möglichkeiten hatte. Ich wäre gern Ermittler bei der Kripo geworden, und ich würde das gut machen! Ich sehe einfach Dinge und Zusammenhänge, die anderen nicht auffallen. Aber das Polizei-Institut hier in Charlottenburg wurde ja zu einer Führerschule der Sicherheitspolizei umgewandelt. Weißt du, was bei denen neben Kriminalwissenschaft und Rechtskunde noch auf dem Stundenplan steht? Zur *Praxisnähe* gehört der Besuch eines

Konzentrationslagers. Hast du eine Ahnung, was die SD-Leute dort mit Menschen wie Johannes und Ilse machen?»

Ella war blass geworden und schüttelte wild den Kopf. Sie wollte das nicht hören – und lenkte ab. «Wirste ihr Bescheid sagen?»

«Ich? Warum ich? Nein, ich werde morgen nach Moskau abreisen und verschwinden. Für immer.»